Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

anderes Heimweh könnte dich erfüllen, die du dich weichen Fluges aufgemacht zur strahlenden Ruhe in Ormuzd?» Die Seele: «Herr, ich bat dich ja schon, daß du mir verzeihest . . . Es ist das Gesetz der Schwere, das mir nicht aus dem Sinne will.» Vielleicht ist es dies Gesetz und diese süße Last, die wir im Angesicht von Raffael nicht vergessen können.

PASCAL

Wir begegneten am Eingang unseres Tals einem berühmten Fall des Mißlingens von Streben nach dem Himmel. Das war Lionardo. Und wir begegneten am Ausgang unseres Tals einem andern Menschen, der, je mehr er sich dem Himmel genähert, um so mehr der Erde mangelte. Das war Raffael. Mitten zwischen beiden begegneten wir einem Dritten, der uns mit Neid erfüllte, weil er ohne Preisgabe seiner selbst die Vollkommenheit darstellte. Das war Goethe. Aber nun scheint mir, daß er, seitdem wir ihn verließen, zu Stein, zur Statue geworden sei. Bleibt über allen ein Letzter, der unsere Tragödie von Extrem zu Extrem erkannte. Das ist Pascal mit seiner Formel vom Menschen: «Denkendes Schilfrohr!» Das Totenheer im Tale Josaphat ist nichts anderes als dichtgedrängtes Schilf im bleichen Mondenglanz.

KLEINE RUNDSCHAU

Gotthard Jedlickas Künstlerbildnisse

Livre des Masques — hat Remy de Gourmont einst seine Sammlung von Bildnissen zeitverwandter Dichter genannt.

Auch Gotthard Jedlickas Begegnungen [1] mit den berühmten Künstlern unserer Tage könnten diesen Titel tragen. Zumal, wenn wir an dessen tieferen Sinn denken, an die seelenverwandelnde Macht jedes großen künstlerischen Ehrgeizes. Denn das Unverwirklichte wirft einen verhängnisvollen Widerschein auf das Antlitz dessen zurück, der es mit ganzer Leidenschaft verwirklichen will.

Auf die Darstellungsweise von Jedlickas Künstlerbildnissen freilich würde Remy de Gourmonts vielsagender Titel nicht zutreffen. Wir finden bei ihm nicht

[1] Begegnungen, Künstlernovellen, Verlag Benno Schwabe, Basel.

bloß physiognomische Fragmente und Schattenrisse, sondern sorgfältig entwickelte Erzählungen, aus deren Verlauf die Hauptfigur allmählich immer deutlicher wird und ständig an Umriß und Leben gewinnt. Jedlicka läßt seine «Masken» agieren und vor seinem scharfen und ruhigen Auge ihr eigenes Wesen spielen, mit Worten und Mienen, Schritten und Gebärden.

Es sind neun berühmte Künstlerpersönlichkeiten, die wir auf diese Weise in großer Lebensnähe zu Gesicht bekommen: Jules Pascin, Max Liebermann, Aristide Maillol, Charles Despiau, Henri Matisse, Georges Braque, André Derain, Pablo Picasso und James Ensor. Mit der einen Ausnahme des merkwürdigen Zusammentreffens mit dem inzwischen aus dem Leben geschiedenen Pascin handelt es sich immer um die Erzählung von Besuchen des Verfassers bei diesen Künstlern. Die innere Auseinandersetzung des mit überaus feinen Sinnen bewehrten Beobachters mit seinem Gegenstand und Gegenspieler, der seinerseits auf irgendeine Art mit seinem klugen und einfühlenden Besucher ins Einvernehmen kommen muß, gibt den Bildnissen szenisches Leben voller Spannungen und Peripetien. Abgesehen von den Phantomen, die sich einmischen mögen, oder gar dem Engel, der durchs Zimmer gehen kann. — Der wechselvolle Ablauf dieses Spiels und Widerspiels mag wohl Jedlicka dazu verführt haben, die erzählerische Wiedergabe seiner Begegnungen nicht ganz glücklich als «Künstlernovellen» zu bezeichnen. Ein novellistischer Kern — nämlich eine ungewöhnliche Begebenheit, ein schicksalhaftes Zusammentreffen — ist nur in dem erregenden Bildnis von Pascin und vielleicht noch in dem von James Ensor enthalten. Die Phantastik dieses Besuchs bei Ensor allerdings ist wie eine beklemmende Geschichte aus der Welt von E. Th. Hoffmann. Hier ist Jedlicka ein besserer Ensor gelungen als ihn Ensor je gemalt hat.

Die übrigen Kapitel sind höchst lebendige und tiefdringende Schilderungen von Begegnungen, die an einem zufälligen und an sich gleichgültigen Zeitpunkt stattgefunden haben. Gewiß lebt — wie der Autor im Vorwort sagt — ein Bildnis letzten Endes immer von dem, der es gestaltet; aber die sinnvolle Auswahl und Ordnung der Züge, das Ausgleichen und Zusammenraffen, das Verschweigen oder Verschmelzen disparater Beobachtungen verwandeln eine Schilderung nicht in eine Novelle. Wohl aber wird auf diese Weise, wenn eine exakte künstlerische Phantasie am Werke ist, der Bericht zu einem darstellenden Kunstwerk, zu einer ursprünglichen Gestaltung. Und dies ist bei Jedlickas Künstlerbildnissen in hohem Maße der Fall.

Was bei jeder schwächeren Begabung in den Niederungen des Atelierjournalismus und der Anekdote bleibt, hat Jedlicka durch den Ernst seines Könnens und durch seine verantwortungsvolle Menschlichkeit in den Rang echter schriftstellerischer Kunst erhoben. Seine gradherzige und subtile Gabe der Menschenbeobachtung geht immer mit vollendetem künstlerischem und menschlichem Takt zu Werk. Es sind nicht nur unverbindliche Eindrücke, die er wiedergibt, sondern Erlebnisse, die den Einsatz des ganzen Menschen gefordert haben. Der Autor deutet die innere Absicht, aus der seine Malerbildnisse geschaffen worden sind, gelegentlich selber mit folgenden Worten an: «Die Erkenntnisse über künstlerische Werte der Gegenwart, die für mich am fruchtbarsten geworden sind, und die auch heute noch am lebendigsten in mir weiterwirken, hängen in irgendeiner Form immer mit dem persönlichen Erlebnis des Künstlers zusam-

men, mag es nur wenige Augenblicke oder Stunden oder Jahre gedauert haben. Und ich finde es immer wieder erregend und aufschlußreich, die Stufungen eines künstlerischen Temperaments in allen seinen sichtbaren Äußerungen zu verfolgen und sie, die sich auf so verschiedene Arten verfestigen, auf die gleiche seelische Grundeinheit zurückzuführen.»

Die Kunstwelt, deren Erkenntnis für Jedlicka also von so großer geistiger Fruchtbarkeit gewesen ist, ist die Kunstwelt von Paris; denn auch der einzige Deutsche unter den dargestellten Künstlern, Max Liebermann, ist aus ihr hervorgegangen; nur der in Ostende lebende Außenseiter Ensor ist von ihr unberührt. Ihre Atmosphäre, ihre Art des Sehens und Wertens, ihr Ideenleben, ihre Leidenschaft des geistigen Strebens ist in dem schweizerischen Schriftsteller Jedlicka fruchtbar geworden. Er hat diese Welt völlig in sich aufgenommen; er steht nicht außerhalb und nicht darüber, sondern mitten drin. Er hat daher die Kenntnisse und das geübte Sensorium des Eingeweihten in diesen ebenso großartigen wie fragwürdigen Geistesbezirk, aber er ist zugleich auch dessen Gefangener.

Die Wiedergaben von Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen haben es schwer, nicht interessant zu sein. Eine beiläufige Äußerung, ein besonderer persönlicher Zug bekommt durch den Schatten der Gestalt, die dahinter steht, sofort Gewicht und Bedeutung. Erst wenn man weiß, von wem ein Ausspruch stammt, kann man beurteilen, ob er eine Weisheit oder eine Banalität enthält. Es ist vielleicht kein stärkeres Lob über Jedlickas Künstlerbildnisse zu sagen, als daß sie nicht von den berühmten Namen leben, die sie tragen. Man mache die Probe und lese einem empfänglichen Zuhörer die eine oder andere Begegnung in der Weise vor, daß man die Künstlernamen verschweigt oder durch beliebig erfundene ersetzt. Sie wird kaum etwas von ihrem tieferen Gehalte verlieren.

Die deskriptive Kraft von Jedlickas Sprache entspringt seinem intelligenten Auge. Sie ist in einem erstaunlichen Masse fähig, in der präzisen Wiedergabe des Sichtbaren das Unsichtbare spürbar zu machen. Was sie festhält, haftet; was sie streift, blitzt auf. Sie ist klar, blank, voll Nerv, gezügelt, oft bis zur reizvollen Sprödigkeit. Sie verhilft diesen Künstlerbildnissen zu einem so eindringlichen Leben, daß man zu dem Glauben verführt wird, man sei es selber gewesen, der mit Liebermann durch seinen schönen Garten am Wannsee geschritten sei und man kenne seinen erzklugen Kopf von einem Gespräch her mit ihm und nicht durch die Bekanntschaft mit seinen Selbstporträts. Und wenn uns einmal jemand fragen würde: Kennen Sie Maillol? Dürfen wir dann nicht antworten: Ich bin ihm einmal mit Jedlicka in Marly-le-Roy begegnet.

Aber über die lebensnahe Bekanntschaft mit den berühmten Künstlern unserer Zeit hinaus scheint mir noch etwas anderes in dem Buche von Jedlicka zum Ausdrucke zu kommen, geeignet, uns höchst nachdenklich zu stimmen. Ist es Täuschung, wenn wir manchmal etwas wie ein Echo des salomonischen: Vanitas ... zu vernehmen glauben? Überblicken wir alle diese Künstlergestalten auf der Höhe ihres Ruhmes, so sind wir doch bedrückt und fast erschreckt vor dem menschlichen Opfer, das sie ihrer Kunst und ihrem Ruhme gebracht haben. Welch aufzehrende, aushöhlende Gewalt übt die Kunst auf diese Menschen aus, die von ihr besessen sind! Was von ihnen noch dem Leben und nicht dem Werke gehört, ist arm und dürftig. Und wie mörderisch kann der Dämon der Kunst

das Innerste des Menschen zerstören! Am Anfang von Jedlickas Buch steht ein Selbstmörder, von den Vorahnungen seines grauenhaften Endes erfüllt und im vollen Bewußtsein seines Schiffbruches, Jules Pascin, und am Ende steht einer, der in die Welt der Masken und Schemen geflohen ist und vor den Toren des Wahnsinns weilt, James Ensor. Und dazwischen? Außer der weltmännischen Weisheit des alten Liebermann und der freien und warmen Menschlichkeit von Despiau, der so glücklich ist, vor seinen strahlenden Meisterwerken von sich sagen zu können: «Je suis un grand paresseux,» wie wenig seelische Freiheit ist bei diesen Menschen von der Werkbesessenheit unverzehrt geblieben! Unter dem ersten Eindruck der Lektüre von Gotthard Jedlickas schönem Buche erinnerten wir uns an Remy de Gourmonts Livre des Masques, unter der späteren Nachwirkung aber sinnen wir vielleicht dem letzten Akte von Ibsens «Wenn wir Toten erwachen» nach . . .

Walther Meier

Ueber den zürcherischen Luxus

Vorträge des a. Amtmanns Joh. Heinrich Heidegger
Zürich 1933, Orell Füssli

Unter diesem Titel hat uns Dr. Leo Weisz zwei Vorträge übermittelt, die im Winter 1797/98 auf der Zimmerleuten in Zürich vor einem mehr oder weniger literarisch eingestellten Damenzirkel gehalten wurden. Der Vortragende, Joh. Heinrich Heidegger (1738—1823), von Beruf Buchhändler und Verleger, hat sich auch schriftstellerisch betätigt und nahm darüber hinaus im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben seiner Vaterstadt eine sehr geachtete Stellung ein. Merkwürdig ist, daß der äußerst interessante Inhalt der beiden Vorträge bis heute noch von keiner Seite verwertet worden ist, ebenso merkwürdig, daß es ausgerechnet ein Nicht-Zürcher ist, dem wir diesen wertvollen Fund zu verdanken haben. In seinem ersten Vortrag gibt Heidegger ein sehr anschauliches Bild von der einfachen, puritanischen Lebensweise unserer Vorfahren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von der Anspruchslosigkeit, die selbst in den reichsten und vornehmsten Häusern gang und gäbe war, von der stillen Zufriedenheit, die nicht zuletzt auch eine Zierde des schönen Geschlechtes bildete. Alles in allem ein getreues Spiegelbild der sogenannten «guten alten Zeit». In einem ganz andern Lichte nun aber zeigen sich unsere Vorfahren in Heideggers zweitem Vortrag, umfassend den Zeitraum 1750 bis 1797, der auch des Verfassers persönliche Einstellung sehr deutlich zum Ausdruck bringt.

Wie aber erklärt sich nun dieser plötzliche Umschwung in Sitten und Gesinnung, der sich, nach Heidegger, gewissermaßen von heute auf morgen vollzogen hat und zur Ursache jener luxuriösen Lebenshaltung geworden ist, von der uns der Verfasser zu berichten weiß? Es ist bekannt, welch mächtige Rolle die fremden Kriegsdienste im öffentlichen Leben der alten Eidgenossenschaft gespielt haben, wie gesucht die Inhaberschaft von Kompagnien und Regimentern war, welch ergiebige Erwerbsquellen damit verbunden waren. Bei alledem gab es Gelegenheit, sich Ruhm und Ehre zu verschaffen, und darüber hinaus stand der weltgewandte, elegante ausländische Offizier — wenigstens beim schönen Geschlecht — in ungleich höherem Ansehen, als der einheimische Milizoffizier. Dies war denn auch der Grund, weshalb eine gewisse Clique von Familien, die sich seit Generationen den fremden Kriegsdiensten verschrieben hatte, nicht ruhte, bis sich die zürcherische Regierung zu einer Erneuerung des, seit einigen Jahrzehnten abgelaufenen, französischen Soldbündnisses verstanden hatte, wobei es selbstver-

ständlich wieder dieselben Familien — an ihrer Spitze die von Lochmann — waren, die den Rahm, das heißt die höchsten und einträglichsten Offiziersstellen, abschöpften. Diese Offiziere nun, mit ihren französischen Hofallüren, deren anspruchsvolles Auftreten teils imponierte, teils degoutierte, waren, nach Heidegger, die eigentlichen Urheber jener luxuriösen Lebenshaltung, die sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in dem puritanischen Zürich immer breiter zu machen versuchte und der soliden altväterischen Lebensweise zum Verhängnis zu werden drohte. Auch Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel standen nach dieser Richtung hin durchaus auf Heideggers Boden und waren, nicht zuletzt aus diesem Grunde, ausgesprochene Gegner der fremden Kriegsdienste.

Zu diesem ausländischen Luxuserreger gesellte sich dann aber, wenige Jahre später, noch ein einheimischer, dessen Ursprung in einem, durch den siebenjährigen Krieg wesentlich begünstigten, unerhörten Aufstieg des zürcherischen Wirtschaftslebens lag, von dem die Textilindustrie vor allem profitierte. Der großartige Erfolg, dessen sich die bisherigen Fabrikanten zu erfreuen hatten, gab dann vielen ihrer Mitbürger Gelegenheit, ihr altes Handwerk oder Gewerbe fallen zu lassen, um sich gleichfalls in der Textilindustrie zu betätigen. Hand in Hand damit war dann eine große Schicht von Neureichen entstanden, die es sich nicht nehmen ließ, ihren neuerworbenen Reichtum auch nach außen in Erscheinung treten zu lassen, was naturgemäß eine gewisse Luxusentfaltung mit sich brachte. Bei alledem aber lag das höchste gesellschaftliche Ansehen doch nach wie vor bei der Magistratur, das heißt bei denjenigen Familien, deren Glieder sich vorzugsweise dem Staatsdienst widmeten. Umgekehrt soll nicht verschwiegen werden, daß das schönste Privatgebäude des alten Zürich, «die Krone» am Hirschengraben, heute Rechberg genannt, seine Entstehung einer jener, von Heidegger wenig geschätzten Plutokraten-Familien (Oeri) zu verdanken hatte.

Im übrigen hieß es schon damals: «wie gewonnen, so zerronnen», und Freund Heidegger, der beruflich zeitlebens ein Pechvogel war, konnte es noch miterleben, wie nicht wenige dieser allzu schnell und allzu leicht erworbenen großen Vermögen schon in der zweiten oder dritten Generation ihren Schrumpfungsprozeß vollzogen hatten.

Das schmucke Büchlein, das der kundige Herausgeber mit einer sehr instruktiven Einleitung versehen hat, gibt uns ein lebendiges Bild von den häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen im Zürich des 18. Jahrhunderts, und darf um so mehr zu den zuverlässigsten kulturgeschichtlichen Qellen aus jener Zeitepoche gezählt werden, als die zwei Vorträge der zeitgenössischen Kritik ausgesetzt waren.

Dr. Hans Schultheß

Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung, Basel und Verlag Huber & Co. A.G., Frauenfeld haben dieser Nummer Prospekte über ihre Verlagsneuigkeiten beigelegt, die der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen seien.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich